

Wider den
uneingeschränkten
Pragmatismus

Christliche Überlieferung im demokratischen Rechtsstaat

Paul Verbeek

Kluge Köpfe stellen mehr und mehr die Frage, wie es um die innere Gesundheit unseres Landes bestellt ist. Sie sorgen sich darum, was die demokratische Kultur, was den Rechtsrahmen für diese, die Verfassung, „im Innersten zusammenhält“.

Ernst-Wolfgang Böckenförde, ehemals Präsident des Bundesverfassungsgerichtes, fragte im Sommer 2001 (*Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 27. Juli 2001), welches Menschenbild unserer Verfassung zu Grunde liege. Er meinte, dass sich das früher einmal tragender gewesene gemeinschaftsbezogene aristotelisch-christliche Menschenbild in Richtung eines individuelleren, vom Ideengut der Französischen Revolution geprägten Menschenbildes verschoben habe. Dies habe zu einer immer persönlicheren Auslegung des Inhaltes zentraler Rechtsbegriffe geführt, wodurch diese Gefahr liefen, ihre allgemeine Prägekraft zu verlieren. In der Tat: Was wird aus dem Satz des Grundgesetzes: „Die Würde des Menschen ist unantastbar“, wenn jedermann ein eigenes Verständnis von „Würde“ hat, sich selbst sein eigenes Bild vom „Menschen“ zimmert und auch zu „unantastbar“ nur noch eigene Vorstellungen gelten lässt?

Der altliberale Ralf Dahrendorf meinte (*Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 21. November 2001), dass moderne Gesellschaften es schwer hätten, gemeinsame Wertüberzeugungen zu entwickeln, da „sie den Flickenteppich eines beliebigen Pluralismus für gut genug“ hielten. Wenn man die Hoffnung nicht teile, „dass ein herrschaftsfreier Diskurs wie von selbst

zu allgemein akzeptierten Regeln und Werten führt, dann bleibt nur eine Antwort: Irgendjemand muss den Ton angeben“, schrieb er. Eine kluge Feststellung, die aber vieles offen lässt. Wer soll den Ton angeben? Ehrenwerte Institutionen, Akademien, das Bundesverfassungsgericht, wie Dahrendorf zu glauben scheint? Oder läge die Verantwortung dafür nicht in der Hand von jedermann, der in seinem Bereich tonangebend ist: in der Politik, den Medien, den Gerichten, der Wirtschaft, an Schulen, an Universitäten, in den Familien. Mehr noch: Welche Töne sollen angegeben werden? Über ein abstraktes Werteverständnis kann akademisch viel Kluges gesagt werden. Sehr viel mehr geht es aber um die konkreten Wege dahin. Es geht um Ethik, Moral und Sitte. Muss derjenige, der sich um die Fundamente unseres Gemeinwesens sorgt, nicht auch an eine Wiederbelebung von Tugenden denken, die den Beziehungen unter Menschen ein menschliches Antlitz geben? An einen Mindeststandard wie die Zehn Gebote des Moses, die drei Jahrtausende für Juden, Christen und Muslime galten und die erst die moderne Welt in nichtssagendem Relativismus versenkt hat.

Paul Kirchhof, ehemals einer der markantesten Bundesverfassungsrichter, bekannte in einer Rede, die er aus Anlass der Entgegennahme der Georg-von-Hertling-Medaille am 23. Juni 2001 in Mainz hielt, dass für ihn der elementare der Demokratie zu Grunde liegende Rechtsgedanke „von der gleichen Würde und Frei-

heitsfähigkeit jedes Menschen“ seine Wurzeln in der Idee habe, dass die Menschen nach Gottes Ebenbild geschaffen seien. Er verglich die in der Verfassung gebändigten Kräfte mit einem Lebensvorgang: einem Baum, der Wurzeln habe, einen Stamm, Zweige, Blätter und Blüten. Auf die Gesundheit eines lebendigen Zusammenwirkens komme es also auch in einer Verfassung an. Dies ist es auch, was den Bonner Staatsrechtler Isensee veranlasst, hartnäckig eine „neue Grundwertediskussion“ zu fordern.

Glauben und Wissen

Auf welche Erkenntnisse ist aber Verlass, um dahin kommen zu können? Jürgen Habermas widmete seine Rede, die er in der Frankfurter Paulskirche am 14. Oktober 2001 nach Entgegennahme des Friedenspreises des deutschen Buchhandels hielt, einer uralten Menschheitsfrage: Wie stehen Glauben und Wissen zueinander? Er bekannte, dass er sich den religiös Unmusikalischen zurechne, was wohl sagen wollte, dass er Glaubensstimmen vernehme, ihm aber das Ohr fehle, sie gut zu hören. Doch wollte er sich auch dem Wissen als Erkenntnisquelle nicht ganz verschreiben: „Der szientistische Glaube an eine Wissenschaft, die eines Tages das personale Selbstverständnis durch eine objektivierende Selbstbeschreibung nicht nur ergänzt, sondern ablöst, ist nicht Wissenschaft, sondern schlechte Philosophie“, sagte er. Kann also weder dem Glauben noch dem Wissen ganz getraut werden?

Pragmatismus

Nachdem die Mauer in Berlin am 9. November 1989 gefallen, die Ost-West-Rivalität überwunden war, Deutschland sich vereint hatte, schien ein tiefer schürfendes Nachdenken über solche Fragen nicht mehr notwendig. Die Demokratie hatte gesiegt; wozu also noch viel über sie nachdenken? Und es bot sich willig eine Denk-

schule an, die dazu passte: der Pragmatismus. Dieser hat vieles für sich, weil er sich an Realitäten zu halten sucht, es also ablehnt, schöner Illusionen zuliebe die Wirklichkeit zu leugnen. Auch zeichnet ihn die Bescheidenheit aus, dass für ihn menschliche Erkenntnissuche nur Schritt für Schritt vorangehen kann, um sich Umfassenderem anzunähern. Ihn stützt auch die Erkenntnis, dass es Bereiche menschlichen Denkens und Handelns gibt, in denen Pragmatismus geboten ist. Repariert ein Mechaniker ein Auto, so wird er sich dafür weder aus der Bibel noch aus der nikomachischen Ethik des Aristoteles Rat holen können. Doch greift Pragmatismus zu kurz, soweit er glaubt, dass die Lösung der Probleme der Menschen ganz allgemein in den Problemen selbst zu finden sei, er von höheren Ordnungen und Zielen, dem Geist also, der in diesen waltet, nichts hält. Ein solcher Pragmatismus ist ein Ziehkind des englischen Philosophen Jeremy Bentham, der schon an der Wende des achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert gemeint hatte, dass Moral das sei, was der Mehrheit gefalle. Er ist der Ratgeber für Politikentwürfe, die die eigenen Überzeugungen an den Ergebnissen der letzten Meinungsumfragen ausrichten. Er befähigt nur zu einem Durchwursteln, kann nur täglich oder wöchentlich ein neues Gesetzlein, ein neues Reformchen auf den Tisch legen. Er gleicht dem Wanderer, der die Technik der Kompassbedienung beherrscht, aber vergessen hat, in welche Richtung er sich bewegen möchte. Ein solch seelenloser Pragmatismus ist nichts anderes als eine bequeme Anleitung zu Opportunismus. Herr Hombach, der ehemalige, inzwischen weggelobte Chefberater und Vordenker von Bundeskanzler Schröder, predigte vor den Wahlen vom Herbst 1998 einen „knochenharten Pragmatismus“, um „die politische Handlungsfähigkeit wiederzugewinnen“ und die „soziale Marktwirtschaft Ludwigs Erhards“ wie-

der zu beleben. Ludwig Erhard würde sich im Grabe umdrehen, schließe man ihm vor, durch „knochenharten“ Pragmatismus der sozialen Marktwirtschaft neuen Auftrieb zu verschaffen. Ging es ihm und seinen Mitstreitern doch darum, die Freiheit der Wirtschaft mit den idealen Zielen der christlichen Soziallehre zu versöhnen.

Seit den Terroranschlägen des 11. September 2001 reicht Pragmatismus nicht mehr. Es gilt, die „westliche Zivilisation“ gegen einen gewaltbereiten, sich religiös verbrämenden Fanatismus zu verteidigen. Es geht um Sicherheit, also auch um den Einsatz von Soldaten und Polizisten, um Terroristen zu fangen und der Gerechtigkeit zuzuführen. Es geht aber auch um das Überwinden des Überzeugungsgutes, aus dem der Terrorismus herausgewachsen war. Dazu ist Selbstbesinnung auf das Ideengut notwendig, das diesem entgegengehalten werden kann. Was macht die „westliche Zivilisation“ aus? Was hält sie zusammen?

Tradition der demokratischen Idee

Die demokratische Idee ist ein breiter Strom, der aus vielen Quellen gespeist wird. Die Griechen entdeckten den Menschen als Einzelperson. Römisches Rechtsdenken trat hinzu. Die Neuzeit, aus der die Demokratie herauswuchs, begann, als sich der Wille formierte, das mittelalterliche von der christlichen Theologie durchtränkte Weltbild mit den Werkzeugen der Vernunft kritisch zu befragen. Schon im späten Mittelalter hatte ein neuer Geist begonnen, die alles beschützende romanische Architektur mit den spitzen Pfeilern der Gotik von unten nach oben zu durchbrechen, die Menschen zu forschenden, sich himmelwärts richtenden Fragen zu ermuntern. Mag die scholastische Theologie und Philosophie ein letzter Versuch gewesen sein, dem mittelalterlichen Weltbild ein sicheres Fundament zu geben, so waren doch de-

ren Verfechter, die spätmittelalterlichen „rebellischen Doktoren“ (Golo Mann), so Albertus Magnus, dessen Schüler Thomas von Aquin, auch diejenigen, die die ersten Fragen vorformulierten, aus denen das neuzeitliche Denken herausfloss.

Die Renaissance schlug eine Brücke zu den unerschöpflich erscheinenden Reichtümern der Antike an Kunst, Wissenschaft und Philosophie.

Humanismus, Reformation und Aufklärung trieben die Entwicklung weiter. Ein merkwürdiger doppelgleisiger Prozess war es: einerseits das Vertrauen auf die Kraft der Vernunft. Dem Gottesgnadentum der Fürstenwelt trat der Ruf nach Volkssouveränität entgegen, den vielseitigen Bündnissen von Thron und Altar, der Allmacht der Kirchen die Forderung nach Geistes- und Gewissensfreiheit. Dies lenkte hin zur Französischen Revolution.

Andererseits erhielt die Entwicklung ihre Kraft aus den Reichtümern an geistiger Überlieferung, die das Abendland zu dem christlichen Abendland gemacht hatten. Das war die Trennung der säkularen Welt von der persönlichen Überzeugungen, das heißt die Trennung von dem, „das des Kaisers und dem das Gottes ist“. Bis auf den heutigen Tag hat diese Trennung die demokratische Kultur ganz wesentlich mitgeprägt, was deren Unterschied zu den in der islamischen Welt vorwaltenden Tendenzen ausmacht und auch der tiefere Grund dafür ist, dass der islamisch geprägte Kulturkreis größere Schwierigkeiten hat, zur Demokratie zu finden. Die säkulare Welt verstand sich aber nicht wurzellos. Denn in ihr Selbstverständnis floss ebenso das aus der jüdisch-christlichen Anthropologie überlieferte, auf Einmaligkeit, Unverlierbarkeit beruhende Menschenbild ein. Wenn John Locke, der, was Staatsphilosophie angeht, wohl bedeutendste Vordenker der Aufklärung, die Menschenrechte aus einem vorstaatlichen Naturrecht begründete,

über das niemandem im Staat eine Verfügung zustehe, so war er von dem Naturrechtsdenken der spätmittelalterlichen Scholastiker nicht weit entfernt. Locke gelangte aus den naturrechtlichen Vorgaben zu den Grund- und Freiheitsrechten im Staat; Thomas von Aquin hatte schon lange vor ihm mit diesen den Rang des Gewissens in der kirchlich-religiösen Gemeinschaft erklärt. Gewissensfreiheit im religiösen Denken, die Grund- und Freiheitsrechte in der staatlichen Ordnung haben die gleichen Ursprünge: die Anerkennung der Einmaligkeit, Unwiederholbarkeit eines jeden Menschen – eine Anerkennung, die ihre letzte Rechtfertigung aus der Erkenntnis schöpft, dass die menschliche Natur in Dimensionen reicht, die über das Materielle hinausgreifen. Die Idee der Menschenrechte ist das Herzstück der in den demokratischen Verfassungen politische Wirklichkeit gewordenen abendländischen Kultur. Sie ist auch das Herzstück jüdisch-christlicher Anthropologie, das aus diesem Kulturkreis überlieferte Menschenbild, dessen erste Umrisse die jüdischen Weisen schon zu Beginn des ersten Jahrtausends vor Christus in der Genesis zeichneten: in dem Mythos von der Erschaffung des Menschen als „Ebenbild Gottes“. Nur dieses Menschenbild ist es, das die in der Verfassung festgeschriebenen Grundrechte rechtfertigt, die Schutzmauern, hinter denen sich jeder Staatsbürger in seiner Einmaligkeit frei entfalten kann.

Es war folgerichtig, dass das erste große Dokument, durch welches das Ideengut der Aufklärung demokratische Verfassungspolitik wurde, die Unabhängigkeitserklärung der USA vom 4. Juli 1776, mit dem Satz beginnt: „Wir halten diese Wahrheiten für einleuchtend: dass alle Menschen gleich geschaffen sind; dass sie von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten ausgestattet sind.“ Thomas Jefferson war es, den Tocqueville den „gewaltigsten Apostel

der Demokratie“ nannte, der diese Unabhängigkeitserklärung entwarf.

Den Staat zum Götzen gemacht

Konrad Adenauer sagte am 24. März 1946 in einer Rede in der Kölner Universität:

„Das deutsche Volk krankt seit vielen Jahrzehnten an einer falschen Auffassung vom Staat, von der Macht, von der Stellung der Einzelperson. Es hat den Staat zum Götzen gemacht und auf den Altar erhoben. Die Einzelperson, ihre Würde und ihren Wert hat es diesem Götzen geopfert.“

Die Anbetung von Staat, Nation, Vaterland war darauf zurückzuführen. Den Vätern und Müttern der nach Ende des Zweiten Weltkrieges wieder geschaffenen deutschen Demokratie ging es darum, diese Geister der Vergangenheit aus der politischen Kultur und dem Verfassungsverständnis zu verbannen.

Doch dann kam die 68er-Revolution. Sie räumte mit den Schatten dieser Vergangenheiten noch gründlicher auf. Wenn wir heute eine Jugend heranwachsen sehen, die sich offen, vorurteilslos und auch fröhlich zu den Angelegenheiten von Staat und Gesellschaft eine eigene Meinung bildet, so ist dies auch ein Verdienst der 68er-Revolution. Insoweit würde auch Adenauer seine Freude an dieser jungen Generation haben.

Doch ist dies leider nicht das einzige Erbe der 68er-Zeit. Es drängte damals bekanntlich (neomarxistisch untermauert) auch die Vorstellung nach vorne, dass der Staat, die Gesellschaft – ja sogar Ehe und Familie – und die diese prägenden Ideen feindliche Mächte seien, die es zu bekämpfen gelte, um der Freiheit und dem individuellen Glück Raum zu schaffen. Aus den Verirrungen und Verbrechen des „Deutschland, Deutschland über alles“ wurde so das: „Deutschland, Deutschland ohne uns alle.“ Eine Basisdemokratie sollte es sein, „autonome, herrschaftsfreie Räume, in welchen jeder sich nach seinem

ganz persönlichen Geschmack entfalten könne. Da die Deutschen bekanntlich das ideologieverliebteste Volk der Welt sind, wurde diese Weltsicht wieder einmal zu einer alles umfassenden Idee hochstilisiert. Ideologien versprechen saubere Lösungen, heile Welten. Um die eigene Utopie in umso hellerem Lichte strahlen zu lassen, brauchen sie negative Gegenutopien, auf die hemmungslos eingedroschen werden kann. Für die Nazis war es die verfaulte Demokratie der Weimarer Zeit, war es das Weltjudentum; für die Kommunisten war es der Weltkapitalismus. Für die extremistischen Studenten der 68er-Zeit musste das „Schweinesystem der Adenauerrepublik“ als Gegenutopie herhalten. Das gehört gottlob der Vergangenheit an. Josef Fischer, unser Außenminister, der einmal ausgezogen war, um auf „Bullen“ einzudreschen und dem Adenauererbe den Garaus zu machen, lässt sich heute willig von „Bullen“ beschützen und hat sich zu dem gelehrigsten Urenkel von Adenauer entwickelt. Die Studenten von damals, die heute in der Regierungsverantwortung stehen, haben sich, von der Wirklichkeit belehrt, in ihrem praktischen politischen Handeln um hundertachtzig Grad gedreht und tun genau das, was sie früher einmal verdammten. Doch was ist von dem Ideengut, das sie damals predigten, in das allgemeine Bewusstsein eingesickert?

Wo bleibt das Soziale?

Das Verlangen nach „herrschaftsfreien Räumen“, einer inneren Distanz zu Staat, Gesellschaft, Ehe und Familie, kam leider in der Allgemeinheit anders an, als es sich die Studenten von damals vorgestellt hatten. Von „herrschaftsfreien Räumen“ träumen können ja nicht die Armen, die Solidarität und Hilfe brauchen, nicht Kinder und Alte, die den Schutz ihres Umfeldes bitter nötig haben. Es können nur diejenigen, die gesund, mächtig oder reich sind. Es gehört heute zum Gebetsmühlen-

vokabular der Politik, die „soziale Marktwirtschaft“ Ludwig Erhards zu preisen. Verständlich! Denn diese brachte dem Land den Wiederaufbau und „Reichtum für alle“. Doch was ist von dem Beiwort „sozial“ in der Realität der herrschenden Zeitgeister übrig geblieben? So müssen wir uns heute leider fragen, was von Unternehmern zu halten ist, die stolz auf höhere Gewinnzahlen verweisen und zugleich Arbeitsplätze abbauen. Was von Großunternehmen, die Milliardenumsätze machen, aber in Deutschland keine Steuern zahlen. Was zu halten ist von Managern, die über Milliarden von Fremdeigentum, das sich über das Börsengeschehen vergesellschaftet hat, verfügen und sich gegenseitig ungehemmt Millionengehälter bewilligen. Eine bedeutende Kölner Firma der Elektronikbranche warb öffentlich auf Glanzdruck damit, dass zu Zeiten der Einführung des Euro die „Gelegenheit günstig“ sei, „Schwarzgeld“ bei ihr in gute Ware umzutauschen. Die Firma unterstellte als selbstverständlich, dass die Deutschen Betrüger seien, und bot sich öffentlich als „Geldwaschanlage“ an. Und niemand regte sich darüber auf. Nur noch achselzuckend wird zur Kenntnis genommen, dass wirtschaftlicher Erfolg offenbar weitgehend mit Illegalität erkaufte werden kann. Das „Deutschland, Deutschland ohne uns alle“ ist leider lebendiger, als es unser Land vertragen kann.

Von bösen Geschichtserfahrungen verfolgt, ideologischen Schaumschlägereien verführt, ist in unserem Lande die einfachste Lebensweisheit verdrängt worden, die jedermann, der seine Sinne beisammen hat, nüchtern als richtig anerkennen müsste: „Deutschland, Deutschland, das sind wir alle.“

Materialismus

In der vorzitierten Rede fuhr Konrad Adenauer fort:

„Der Nationalsozialismus war nichts anderes als eine bis ins Verbrecherische

hinein vorgetriebene Konsequenz der sich aus der materialistischen Weltanschauung ergebenden Anbetung der Macht und Missachtung, ja Verachtung des Wertes des Einzelmenschen.“

Materialistische, ideologisch untermauerte Weltansichten prägen nicht nur das Verständnis von Ursprung und Wesen der Natur; sie prägen alles, was daraus folgt: das Verständnis von Staat, Gesellschaft, Geschichte – das Selbstverständnis, das jeder von sich selbst und den Mitmenschen hat. Mit einer unheimlichen inneren Logik stempeln sie Mitmenschen zu Wegwerfgegenständen in dem Maße, wie Ideologien dafür Rechtfertigungen liefern. Wer in das Bild von Nation oder Rasse nicht passt, wird zum Fremden, den es zu bekämpfen gilt. Der Klassengegner muss revolutionär vernichtet werden. Wer von Marktgesetzen verdrängt wird, bleibt zu einer Randexistenz verurteilt. Wenn Psychologie und Biologie in einer Ehe nicht mehr „funktionieren“, wird der Partner *cool* abgelegt.

Eine demokratische Kultur, die ihr Selbstverständnis auf die kluge Anwendung von aus dem Materiellen gewonnenen Erkenntnissen beschränkt, verkümmert zu einem Schlichten in den Kämpfen um Selbstbehauptung im Materiellen: um Geld, Macht, Lust und Glück, dem Kampf der Geschlechter, dem Kampf der Generationen, den Verteilungskämpfen um Güter, in denen nichts anderes gilt als Wirtschaften, Produktion, Leistung, Werbung, Konsum und Wegwerfen. Der Erfolg des Systems hängt dann nur noch davon ab, ob alle Bürger sich als Produktionsträger eine Funktion erobert haben und ob das System mit ständig wachsender Produktivität durch gerechte Verteilung jeglichen materiellen Bedarf zu sichern in der Lage ist, mag dieser real notwendig sein oder durch Werbung und Mode vorgegaukelt werden. Der Staat wird in Richtungen gedrängt, die dem Denken des englischen Philosophen Tho-

mas Hobbes entsprechen, der schon im siebzehnten Jahrhundert in seinem *Leviathan* einen Staat pries, dem alle Macht zukommen müsse, um den menschlichen Urzustand des „Krieges aller gegen alle“ zu überwinden. Über Funktionen der Menschen kann nach Gesichtspunkten von Kosten, Zwecken und Nutzen frei verfügt werden. Das fördert mit einer ebensolchen unheimlichen inneren Logik Überzeugungen, die davon träumen, zum besseren Funktionieren von Staat und Gesellschaft das Anderssein jedes Mitmenschen zu einem Einheitsbrei zusammenzurühren, Herdenmenschen herauszuklonen, die jeder Fahne nachlaufen und auf jedes Glücksversprechen hereinfallen. Das Leben von Behinderten, unnütz gewordenes Leben von Alten und Kranken, das noch nicht nützlich gewordene Leben der Kinder im Mutterleib erhalten einen anderen Rang als das der nützlich im Produktionsprozess Stehenden.

Subjektivität

Materialismus wirft die Menschen in der Suche nach Erkenntnis ganz auf sich zurück. Daraus folgt der Glaube, dass jeder-mann für sich allein die Wahrheiten dieser Welt entschlüsseln könne, dass es folglich nur subjektive Sichtweisen gebe – Sichtweisen von Interessengruppen oder der auf sich gestellten Individuen –, aber keine alles umfassenden, die Materie durchwebenden Wahrheiten. Die Menschen suchen nur noch nach Selbstrechtfertigungen aus in ihnen regierenden Gesetzen der Psychologie und Biologie, betrachten vor Spiegeln glücklich oder traurig ihre Körpergestalten, wühlen sich esoterisch in sich hinein, gehen als „Singles“ alleine durch die Welt. Ihnen bleibt nur, sich von den in Kosmos und Menschheit übermateriell waltenden Wirklichkeiten zu verabschieden, sich wie ein Maulwurf in ihr Ego zu vergraben und im Dunkeln ängstlich darauf zu warten, welch neues

Unheil aus all dem wieder einmal herauswachsen möge.

Man sollte sich nicht wundern, dass diejenigen, denen materialistische ideologische Glücksmaschinen das versprochene Glück nicht liefern, dazu übergehen, anarchistisch mit Gewalt das selbst zu verwirklichen, was das System ihnen zu geben vorgegaukelt hatte. Das gilt gleichermaßen für linke wie für rechte Gewalt – Gewalt, die sich gegen die jeweils Schwächeren in der Gesellschaft richtet, deren Widerstand leichter zu überwinden ist: Alte, Behinderte, Frauen, die schwächeren Mitschülerinnen und Mitschüler auf dem Schulhof, die schwächeren Mitkonkurrenten im Betrieb. Auch die Abtreibungsmentalität, die sich ausgebreitet hat, ist ja nichts anderes als die Folge des Abbaus des kräftigsten in der menschlichen Natur angelegten Hindernisses auf dem Wege zu Gewalt: die Achtung vor dem Leben.

Entmenschlichter Staat

Das Grauen, das in uns aufsteigt, versuchen wir uns heute im Bild zu vergegenwärtigen, wie Menschen auf der Rampe vor den Gaskammern von Auschwitz nackt dem Tode entgegengetrieben wurden, ist nicht nur das Erschrecken vor der Bestialität der Täter, die dies erdachten, anordneten oder ausführten. Es ist mehr: Es ist das Grauen vor der Einheit von Unmenschlichkeit und Maschine, wie Romano Guardini, der katholische Religionsphilosoph, es schon im Frühjahr 1952 nannte. Das Grauen vor der Tatsache, dass es in der modernen Welt einen Staat geben konnte, der seine Verwaltungsmechanismen, seine Verkehrsmittel, seine Mittel der Technik und Chemie dafür einsetzte, Millionen von Menschen zu töten. Das Grauen vor der letzten Konsequenz von Welt- und Menschenbildern, die dem Einzelnen das Recht auf die Unversehrtheit der Sphäre absprechen, in der sich seine Person in ihrer Einmaligkeit und Unwiederholbarkeit

entwickeln kann, in der Freude, Hoffnung, Glück, Schmerz, Enttäuschung, Scham, Verantwortung, Gewissen und vieles andere Platz haben. Das Grauen vor Ideologien, die nach Gesichtspunkten der Funktionalität, der Zweckmäßigkeit, von Kosten und Nutzen sich anmaßen, in diese Sphäre einzudringen und über das ursprünglichste Menschenrecht zu verfügen: das Recht zu existieren.

Niemand wird die unermesslichen Fortschritte leugnen können, welche die im Materiellen forschenden Wissenschaften erbracht haben. Aber ebenso bleibt die Erfahrung der modernen Welt, dass Irrtümer, Rückschritte und Verbrechen nie gekannter Dimensionen sich immer dann einstellen, wenn die Menschen im stolzen Besitz von aus der Materie ausgeforschem Wissen bestritten oder vergaßen, dass sie im Dienst von Dimensionen ihres Seins stehen, die über dieses Wissen hinausreichen.

Streben nach Erkenntnis

Henry Kissinger bekannte einmal der *Welt am Sonntag*:

„Im tiefsten Sinne fühle ich mich als Teil eines Universums, das wir kaum besser begreifen können als eine Ameise, die den Versuch unternimmt, unsere Erde zu beschreiben. Dieses Gefühl der Endlichkeit des menschlichen Daseins verglichen mit der Unendlichkeit der Schöpfung ist der Anfang aller Religiosität.“

Kissinger befand sich mit seiner Auffassung in guter Gesellschaft. Warum bescheinigte das Orakel des delphischen Apollo vor zweieinhalb Jahrtausenden dem Sokrates, der Weiseste unter den damals Lebenden zu sein? Doch weil Sokrates, wie er selbst diesen Orakelspruch erklärte, im Gegensatz zu all den Neunmal klugen seiner Zeit erkannt hatte, im Grunde doch nichts oder doch nur wenig zu wissen. Oder denken wir an Dante, der seine *Göttliche Komödie* mit dem Satz beginnen ließ: „Dem Höhepunkt des Lebens

war ich nahe, da mich ein dunkler Wald umfing und ich verirrt den rechten Weg nicht wiederfand.“ Oder an Goethe: „Da steh ich nun, ich armer Tor, und bin so klug als wie zuvor.“

Die menschliche Vernunft mag uns ein Geheimnis nach dem anderen enthüllen können. Doch hinter jedem enthüllten Geheimnis wartet ein neues. Der Drang nach Erkenntnis schreitet so fort und fort, bis er vor dem ehernen Tor angelangt ist, auf dem in Flammenschrift geschrieben steht: „Hinter mir beginnen die Dimensionen der Ewigkeit und der Unendlichkeit. Hinter mir beginnen die Fragen nach dem Woher und dem Wohin.“ Neben diesem Tor aber steht der ewige Versucher, der uns Menschen den Schlüssel anbietet, um dieses Tor zu öffnen: wie im Alten Testament beschrieben, die Einladung der Schlange an Adam und Eva, die Äpfel vom Baum der Erkenntnis zu essen: „Ihr werdet sein wie Gott, wissend das Gute und Böse.“

Mündigkeit

Das Zeitalter der Aufklärung: Der „Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit“ (Kant) brachte diesem Mündigkeit, Selbstverantwortung und auch die demokratischen Freiheiten. Diese an ein Wunderbares grenzende Entwicklung ist über die Ziele hinausgelaufen, welche ihnen die menschliche Natur als Grenze gesetzt hat. Der Materialismus der modernen Welt hat aus der Gottähnlichkeit wieder einmal die Anmaßung der Gottgleichheit gemacht. Was aber ist daraus geworden? Die Wissenschaft kann den Lauf einer Rakete zum Mond bis auf die letztmögliche Stelle hinter dem Komma berechnen. Geht es aber um die einfachsten Fragen, die das Leben uns stellt, darum, wie mit dem so herrlich angehäuften Wissen von Mensch zu Mensch umgegangen werden soll, dann endet alles in Nebelfeldern.

Doch trösten wir uns. Es gibt in der menschlichen Natur einen tief eingewur-

zelten Reflex gegen ein Sklavendasein im Reich der Materie. Das Wissen, niemals alles wissen zu werden, immer nur auf dem Weg zu sein, macht demütig und bescheiden, schafft eine nie endende Neugierde, Offenheit und Toleranz. Es hindert daran, ständig auf unsere Mitmenschen einzureden und in die Schöpfung hineinzuschwätzen. Es befähigt zum Hinhören und Hineinhorchen in das Geheimnisvolle, das aus diesen zu uns spricht, das Aufnehmen der Erfahrungen und Offenbarungen, die die Menschheit als ihr Wertvollstes im Laufe ihrer Jahrtausende gedauerten Geschichte heimlich angesammelt hat. Ein nie endender Dialog mit der Schöpfung, den Mitmenschen und sich selbst ist dies. Dieser Dialog bricht aber ab, wenn alles, was am Wegrand angeboten wird, für bare Münze, gleich gültig, gleich wertvoll, genommen wird. Tolerant kann nur der sein, der selbst eine Meinung hat. Auch eine Nation braucht eine Identität, allgemein anerkannte Verständnisse, die den Humus bilden, aus dem sie herausgewachsen ist. Anderenfalls wird Toleranz zu einem Hohlraum, in den alles einströmen kann, was die Tendenz in sich trägt, die Toleranz zu zerstören. Toleranz, die sich mit Beliebigkeit verwechselt, ist ein Angebot, von Intoleranz überwältigt zu werden.

Um unsere Demokratie mit neuem Leben zu erfüllen, würde ich mich nicht an kurz gehäckselt Ideengut von Zeitgeistern halten. Nicht an die abgestandenen, von der Wirklichkeit bereits hundertmal widerlegten Ideologien, materialistischen Utopien und Heilslehren, die die Menschheit im zwanzigsten Jahrhundert von einem Unglück in das andere stürzten. Nicht an Werke von Kunst und Literatur, die uns ein zerhacktes, fraktioniertes Menschenbild vorhalten. Ich würde mich an die Weisheitsbibliothek der Menschheit halten, an die Schriften, die seit Jahrhunderten, wenn nicht Jahrtausenden immer wieder gedruckt und mit Gewinn ge-

lesen wurden – mag das Papier, auf das sie gedruckt waren, inzwischen auch alt und vergilbt sein. Geschichte ist immer auch Geistesgeschichte, das Ringen um die Verwirklichung von Werten, die schwierige, nie endende Suche nach dem Guten, Edlen und Gerechten, wie es schon Sokrates, Plato und Aristoteles sagten, das große Dreigestirn unter den griechischen Philosophen, die Vordenker der abendländischen Zivilisation. Wie es geschrieben steht in der Bibel, dem meistgedruckten Buch der Menschheitsgeschichte. Von Werten, deren Verwirklichung anzustreben den Sinn unseres Lebens ausmacht, sprechen zu uns diese Weisheitsbücher. Leuchtfeuer sind es, die uns zuweilen flackernd und unsicher erscheinen mögen, aber doch den Weg in die Zukunft erhellen.

Realist und Visionär

Konrad Adenauer galt der 68er-Revolution als „konservativ“, ja „reaktionär“. In Wahrheit war er ein „weißer Revolutionär“; modern und fortschrittlich war seine Politik bis in jedes Detail: der Vorrang des Übernationalen vor dem Nationalen durch die europäische Einigung und die Versöhnung mit Frankreich; die Tilgung der von Bismarck dem Reich vererbten Kulturkampffressentiments durch den Zusammenschluss von Protestanten und Katholiken in einer großen, modernen Volkspartei; die Überwindung des Klassendenkens durch die soziale Markt-

wirtschaft Ludwig Erhards; ein Sozialsystem, das auf dem Prinzip einer „Solidargemeinschaft“ beruhte; die Wiedergutmachung für die Verbrechen des Naziregimes. Er war ein gnadenloser Realist, aber zugleich ein Visionär, ein Träger von Grundüberzeugungen zu der Natur und der Berufung des Menschen, an denen er unerschütterlich gegen alle Widerstände und Zeitgeister festhielt. Dies machte ihn zu dem größten deutschen Staatsmann des zwanzigsten Jahrhunderts, der unser Land aus dunklen Zeiten in eine bessere Zukunft führte. Er wusste, dass Politik immer in der Zeit steht und mit der Zeit geht. Denn gute „konservative“ Politik lebt nicht von Nostalgiegefühlen, von dem Versuch, Vergangenheiten zu verherrlichen und für die Gegenwart zu retten. Sie trägt die Lehren der Vergangenheit mit sich im Gepäck. Anwenden kann sie diese aber nur in der Gestaltung der Gegenwart und mit dem Blick in die Zukunft. Den Konservativen in unserem Land ist zu wünschen, dass sie sich nicht Zeitgeistern anbiedern und anpassen und sich dergestalt die Fähigkeit erhalten, ebenso progressiv zu werden, wie Konrad Adenauer es war, um unser Land aus seiner derzeitigen Ratlosigkeit und Unbeweglichkeit herauszuführen – zu verhindern auch, dass dieses Land in eine Kultur satter Kleinstädter zurückfällt, die keiner der sicher noch kommenden künftigen Belastungsproben standhalten könnte.

Der Krieg in den Medien

„Nach irakischen Angaben hat es in diesem Feldzug 1300 zivile Opfer gegeben; 153 Soldaten sollen auf Seiten der Koalition gefallen sein. Man muss solche Zahlen nicht für bare Münze nehmen. Fest steht aber, dass noch nie ein Krieg von solcher Dimension so wenige Opfer gefordert hat wie dieser. Noch nie wurden diese Opfer mit so großer Emphase in allen Weltmedien, die der Sieger eingeschlossen, gezeigt.“

Hans Magnus Enzensberger am 15. April 2003 in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*.